

- Vološinov, Valentin N. (1975): *Marxismus und Sprachphilosophie. Grundlegende Probleme der soziologischen Methode in der Sprachwissenschaft*. Herausgegeben und eingeleitet von Samuel M. Weber, Frankfurt u. a.
- Wengeler, Martin (1993): *Asylantenfluten im Einwanderungsland Deutschland. Brisante Wörter in der Asyldiskussion*. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 72, 2-30.
- Wengeler, Martin (1997): *Argumentation im Einwanderungsdiskurs. Ein Vergleich der Zeiträume 1970-1973 und 1980-1983*. In: Jung, Matthias/Wengeler, Martin/Böke, Karin (Hrsg.): *Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag*, Opladen: Westdeutscher Verlag, 121-149.
- Wengeler, Martin (2000): *„Gastarbeiter sind auch Menschen“*. Argumentationsanalyse als diskursgeschichtliche Methode. In: *Sprache und Literatur* 86, 54-69.
- Wengeler, Martin (2003): *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960-1985)*, Tübingen: Niemeyer.
- Wengeler, Martin (2005): *Assimilation, Ansturm der Armen und die Grenze der Aufnahmefähigkeit: Bausteine einer linguistisch „integrativen“ Diskursgeschichtsschreibung*. In: Fraas, Claudia/Klemm, Michael (Hrsg.): *Mediendiskurse. Bestandsaufnahme und Perspektiven*, Frankfurt u. a.: Peter Lang, 39-57.
- Wengeler, Martin/Jung, Matthias (1999): *Wörter – Argumente – Diskurse. Was die Öffentlichkeit bewegt und was die Linguistik dazu sagen kann*. In: Gerhard Stöckel (Hrsg.): *Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit*. Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 1998. Berlin/New York: de Gruyter, 143-171.
- Wittgenstein, Ludwig. (1984): *Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen. Werkausgabe Band 1*, Frankfurt: Suhrkamp.

Brigitta Busch

Sprachliche Verletzung, verletzte Sprache: Über den Zusammenhang von traumatischem Erleben und Spracherleben

Abstract

In der Flüchtlingsarbeit und im Kontakt mit Flüchtlingen kommt dem bisher zu wenig thematisierten Konnex Sprache und Trauma zweifellos große Bedeutung zu. Zum einen sind traumatische Erfahrungen, die im Zusammenhang von Krieg, Vertreibung und Flucht gemacht werden, so genannte *man-made trauma* und daher in der einen oder anderen Art immer auch mit Spracherleben und sprachlichen Verletzungen verbunden. Zum anderen handelt es sich bei Trauma um eine Grenzerfahrung, die sich schwer in die eigene Lebensgeschichte integrieren und in Sprache fassen lässt. Greifbar wird die Wechselbeziehung zwischen Sprache und Trauma in Bereichen wie Sprachenlernen, Beratung und Therapie ebenso wie im behördlichen Umgang mit Flüchtlingen.

Angesprochen werden in diesem Beitrag unter anderem, wie sich Traumatisierungen auf das Erinnern und biographische Erzählen, auf Sprachenlernen oder Spracheinstellungen auswirken können, aber auch, wie sprachliches Erleben eine bereits vorhandene Traumatisierung verstärken oder reaktualisieren kann – z. B. in Situationen, in denen man sich als sprachlos und hilflos erfährt, in Situationen „erzwungener Enthüllung“ oder wenn man sich Diskursen der Ausgrenzung ausgesetzt sieht. Aus der Auseinandersetzung mit solchen Phänomenen lassen sich auch gewisse Rückschlüsse für die praktische Arbeit ableiten.

Der Beitrag bietet einen Einblick in therapiewissenschaftliche Konzepte von Trauma und verknüpft diese mit den soziolinguistischen Konzepten von Sprachrepertoire und Spracherleben. Er stützt sich dabei sowohl auf die Rezeption einschlägiger Literatur aus der Therapie- und der Sprachwissenschaft als auch auf Erfahrungen und Erkenntnisse aus einer mehrjährigen Zusammenarbeit zwischen Traumatherapeut_innen und Sprachwissenschaftler_innen u. a. im Rahmen eines interdisziplinären Forschungsprojekts, in dessen Zentrum die Frage stand, wie sprachliche Ressourcen zur Stärkung von Resilienz beitragen können.

1. Einleitung

Alltagssprachlich wird der Begriff Trauma häufig als Metapher für etwas Schreckliches, das jemandem passiert ist, verwendet. Damit der Begriff durch eine inflationäre Verwendung nicht zu einem Leerwort wird, plädiert der Traumatherapeut David Becker (2003, 67), ihn nicht für kleinere Verletzungen und Kränkungen zu verwenden, sondern für Erfahrungen zu bewahren, die

einen „tiefen Riss, eine Wunde, in der psychischen Struktur“ verursachen. Wichtig sei dabei, dass nicht nur der „Riss“ in den Blick genommen wird, sondern auch der langfristige Prozess, der damit verbunden ist. Ob ein potenziell traumatisierendes Geschehen eine Traumatisierung zur Folge hat und ob sich diese zu einer langfristigen Belastung entwickelt, hängt nicht nur von persönlichen Dispositionen ab, sondern in hohem Maß auch vom sozialen und politischen Umfeld.

In der Arbeit mit Flüchtlingen hat man es mit Menschen zu tun, die im Herkunftsland und unterwegs auf dem Fluchtweg oft mit Schrecklichem konfrontiert waren und die im Land der Ankunft unter fortdauernden Ungewissheiten leiden. Das stellt auch eine Herausforderung für jene dar, die als Lehrer_innen, Berater_innen, Helfer_innen, Dolmetscher_innen, Beamt_innen usw. laufend mit Flüchtlingen zu tun haben, mit ihnen kommunizieren und Spracharbeit leisten. Es handelt sich dabei um komplexe Kommunikationssituationen, die unter anderem durch Mehrsprachigkeit, unterschiedliche Erfahrungshorizonte und Erwartungen sowie asymmetrische Machtbeziehungen gekennzeichnet sind. Umso schwieriger ist es, das Gelingen von Kommunikation sicherzustellen, wenn traumatische Erfahrungen Gegenstand der Kommunikation sind oder gewissermaßen aus dem Hintergrund ins Kommunikationsgeschehen hineinwirken.

Dieser Beitrag setzt sich aus sprachwissenschaftlicher Sicht mit dem Konnex Flucht, Trauma und Sprache auseinander. Zunächst gibt er einen Einblick in psychosoziale Konzeptionen von Trauma, die im Zusammenhang mit Flucht und Migration von besonderem Interesse sind (Teil 2), dann setzt er sich mit der Wechselbeziehung zwischen traumatischem Erleben und Spracherleben auseinander (Teil 3). Es geht dabei um mit Sprache und Sprechen verbundene Gewalt und daraus resultierende Verletzungen ebenso wie um in der Folge von Gewalterfahrungen auftretende Auswirkungen auf das Sprechen und Versprachlichen, die sich zum Beispiel in einem Versagen der Stimme, in einer Abwehr, über Traumatisches zu erzählen, oder in der Schwierigkeit, eine neue Sprache zu lernen, äußern können. Die Ausführungen dieses Teils basieren auf sprachbiographischer Forschung und stützen sich auf literarische Texte, in denen Traumatisches zur Sprache gebracht wird (Busch und Busch 2008), sowie auf autoethnographische Aufzeichnungen und Interviews (Busch 2013). Im Schlussteil wird, unter Bezugnahme auf ein rezentes interdisziplinäres Forschungsprojekt, das psychiatrische, psychotherapeutische und sprachwissenschaftliche Perspektiven verknüpft (Busch und Reddemann

2013), diskutiert, wie Ressourcen des eigenen sprachlichen Repertoires genützt werden können, um Resilienz fördernde Kräfte zu stärken.

2. Trauma im Kontext von Flucht und Migration

2.1. Posttraumatische Belastungsstörung als Diagnose

Im psychiatrischen Kontext hat sich seit den 1980er Jahren das diagnostische Konzept der Posttraumatischen Belastungsstörung (*Post Traumatic Stress Disorder* PTSD) etabliert. Historisch gesehen war die Beschäftigung mit Trauma von Anfang an eng mit der Frage der Anerkennung und Entschädigung der Opfer verbunden, im ausgehenden 19. Jh. zunächst vor allem im Zusammenhang mit Ereignissen wie Naturkatastrophen, Eisenbahnunfällen oder Grubenunglücken, seit dem Ersten Weltkrieg vermehrt auch im Zusammenhang mit massenhaft auftretenden psychischen Kriegsfolgen unter Soldaten. Einen wesentlichen Beitrag im Kampf um die öffentliche Anerkennung sozialer, psychischer und biologischer Traumafolgen lieferten die US-amerikanischen Vietnamveteranen. Wie van der Kolk, Weisaeth und van der Hart (2007, 61) kritisch anmerken, konzentrierte sich die Beschäftigung mit Trauma zwischen 1895 und 1974 vorwiegend auf ‚weiße‘ Männer. Erst mit den 1970er Jahren beginnen auch die Langzeitfolgen bei Holocaust-Überlebenden, Opfern sexuellen Missbrauchs und zivilen Kriegsoffern vermehrt ins Blickfeld der Therapiewissenschaft und der Öffentlichkeit zu rücken.

Das „Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders“ DSM-IV (deutsch in Saß, Wittchen und Zaudig 1996, 520 f.), das trotz geringfügiger Überarbeitung weiterhin als ein zentrales medizinisches Referenzwerk gilt, formuliert Kriterien für eine Diagnose Posttraumatischer Belastungsstörungen, die hier nur im Überblick wiedergegeben werden können: Zum einen wird das traumatische Ereignis immer wieder auf eindringliche Weise wiedererlebt. Es kommt dabei u. a. zu wiederkehrenden belastenden Intrusionen (sogenannten *flash-backs*), Albträumen, zu Handeln und Fühlen, als ob die Bedrohung wiederkehrt, zu intensiven, durch Hinweisreize ausgelösten psychischen Belastungen. Zum anderen werden Reize, die mit dem Trauma verbunden sind, gemieden. Zu beobachten sind dabei u. a. bewusstes Vermeiden von Gedanken, Gefühlen, Gesprächen, Aktivitäten, Orten oder Menschen, die Erinnerungen an das Trauma wachrufen, eine Unfähigkeit, wichtige Aspekte des traumatischen Geschehens zu erinnern, ein vermindertes Interesse an wichtigen Alltagsaktivitäten, eine eingeschränkte Bandbreite des

Affekts (sogenanntes *psychic numbing*). Als weiteres Merkmal gilt ein erhöhter Erregungszustand (*arousal*) z. B. in Form von Schlafstörungen, Reizbarkeit oder Wutausbrüchen, Konzentrationsschwierigkeiten, übermäßiger Wachsamkeit oder Schreckreaktionen. Das Manual hält fest, dass das Störungsbild in klinisch bedeutsamer Weise Leiden und Beeinträchtigungen in sozialen, beruflichen oder anderen wichtigen Funktionsbereichen verursacht, wobei in einem bestimmten Moment auch nur einige der genannten Symptome auftreten können. Auf einzelne dieser Aspekte, die speziell mit Sprache bzw. der Versprachlichung traumatischer Erfahrungen zu tun haben, komme ich in Teil 3 zurück.

An dem im Manual vertretenen PTSD-Konzept wird aus unterschiedlicher Warte Kritik geübt. So werde in der Symptombeschreibung aus einer westlich geprägten Sicht fälschlicherweise davon ausgegangen, dass es ein einheitliches, universal beobachtbares Erscheinungsbild gibt (z. B. Renner u. a. 2006, Becker 2014). Die Orientierung auf beobachtbare Symptome klammere die subjektive Erlebensperspektive und Bedeutungsgebung der Betroffenen aus, die in der *narrative medicine* als besonders wichtig hervorgehoben wird (Krueger 2013). Kritisiert wird auch, dass eine rein klinische Krankheitsdiagnose das Trauma entkontextualisiert und den Blick von sozialpolitischen Prozessen auf das Individuum, von der Anerkennung des zugefügten Leids auf eine Pathologisierung verschiebt (Becker 2003).

2.2. Trauma als Riss des Undsowweiter

Dass Sprache und Trauma auf vielfältige Weise ineinander greifen, wird deutlicher, wenn man sich damit auseinandersetzt, wie Trauma gefasst wird, wobei sich einzelne Konzepte je nach den ihnen zugrunde liegenden (neurowissenschaftlich-biologischen, psychoanalytischen, sozialpsychologischen usw.) Orientierungen bis zu einem gewissen Grad voneinander unterscheiden. Standardwerke im Bereich der Psychotraumatologie, wie das von van der Kolk, McFarlane und Weisaeth herausgegebene Buch „Traumatic Stress: The Effects of Overwhelming Experience on Mind, Body and Society“ (2007) verweisen auf die grundlegenden Arbeiten des französischen Psychiaters Pierre Janet, der sich am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert mit den Wirkungsweisen von Trauma auseinandergesetzt hat. Janet (1904) zufolge ereignen sich „emotionale Störfälle“ (*accidents émotionels*) – so bezeichnet er, was man heute als Traumatisierung fasst –, wenn man einer plötzlichen und einschneidenden Veränderung des physischen und vor allem des sozialen

Umfelds ausgesetzt ist, an die man sich – in der erforderlichen Zeit und mit den vorhandenen Ressourcen – nicht adaptieren kann. Ein belastendes Ereignis wird Janet zufolge dann zum emotionalen Störfall, wenn man nicht in der Lage ist, das Durchlebte in die eigene Wahrnehmung einzubauen, es mit früherem Wahrnehmen, Erleben und Erinnern zu verknüpfen.

Die Schwierigkeit, traumatisches Erleben zu erinnern und in Worte zu fassen, es auf symbolischer Ebene zu repräsentieren und in eine biographische Erzählung einzubauen, könnte demnach auch darin begründet sein, dass es sich der Assimilation in die eigene Erfahrungswelt verweigert. In diesem Sinn kann traumatisches Erleben als Grenz- oder „(Nicht-)Erfahrung“ (Fischer 2012, 148) verstanden werden, als ein radikaler Bruch des Grundvertrauens, dass die Welt ‚weitergeht‘, des Vertrauens in das, was Edmund Husserl (1985, 51) „das Undsowweiter“ genannt hat.

Bedrohungs- vs. Resilienzpotezial

Das Bedrohungspotenzial eines gravierenden Ereignisses muss stets in Relation zur Fähigkeit einer Person gesehen werden, damit umzugehen (Fischer/Riedesser 1998). Schon in den 1930er Jahren machte Lev Vygotskij (1994) in einer Studie, an der drei Geschwister einer Familie beteiligt waren, darauf aufmerksam, dass verschiedene Personen potenziell traumatisierende Ereignisse unterschiedlich erfahren und nicht gleichartig damit umgehen. Aus der unterschiedlichen Reaktion der Geschwister auf Misshandlungen im Elternhaus schließt er, dass die soziale Umwelt nicht unmittelbar und in statischer Weise auf das Verhalten einwirkt, sondern vermittelt durch das emotionale Erleben (*perezhivanie*), also die Art und Weise, wie sie aufgrund der persönlichen, situational bedingten Ressourcen erfahren und interpretiert wird. Diese Interpretation, sagt Vygotskij, ist dynamisch, sie verändert sich in der Interaktion mit dem sozialen Umfeld, so zum Beispiel im Lauf der Entwicklung des Kindes hin zu dem, was er Sprachmacht nennt. In einem ähnlichen Sinn formuliert der Psychoanalytiker Siegfried Zepf (2001, 346): „Nicht das Ereignis ist der Angelpunkt, sondern die Art und Weise, wie es erlebt und verarbeitet wird. Die Definition eines Ereignisses als traumatisch wirksam ist eine finale. Sie kann nur vom Erleben her erfolgen, in das es führt.“

So unterschiedlich einzelne Zugänge sein mögen, wird Trauma doch stets als ein prozesshaftes, mehrstufiges Geschehen verstanden. Alexander McFarlane und Rachel Yehuda (2007, 157) unterscheiden beispielsweise drei Phasen: die akute Stressreaktion, die chronische Reaktion auf das traumatische Ereignis und schließlich die individuelle Adaptation an die posttraumatische

Symptomatik. In allen drei Phasen entscheidend ist die Relation zwischen Bedrohungspotenzial und Resilienzpotenzial. Wie die Traumaexpertin Luise Reddemann (2011) deutlich macht, kann Heilung im Fall von Traumata nicht als *restitutio ad integrum* begriffen werden, sondern als Prozess, der Narben hinterlässt. Die individuellen Möglichkeiten mit dem traumatischen Bedrohungspotenzial umzugehen hängen in hohem Maß vom gesellschaftlichen Umfeld ab, vor allem auch davon, ob zugefügtes Unrecht und Leid von der Gesellschaft als solche wahrgenommen und mit Empathie anerkannt werden, ob das Zurückgewinnen von Handlungsfähigkeit (*agency*) gefördert oder behindert wird und ob Betroffene allein gelassen oder in ein soziales Netz eingebunden werden (Reddemann 2011).

2.3. Fortdauernde Ungewissheit im Aufnahmeland

Im Zusammenhang mit Flucht, Migration und Exil können sich verschiedene Ereignisse zu einer Kette extrem belastender Erfahrungen verbinden: eine Situation der Bedrohung oder Verfolgung im Herkunftsland, erschütternde Erlebnisse auf dem Migrations- oder Fluchtweg, fortdauernde Ungewissheit und Erfahrungen von Ausschluss, Rechtsunsicherheit und Rechtlosigkeit im Land der Ankunft. Man kann Becker (2003, 70) zufolge davon ausgehen, dass die große Mehrheit der Flüchtlinge, die bei uns ankommen, traumatische Situationen durchgemacht haben; diese führen aber nicht notwendigerweise zu einem traumabedingten Zusammenbruch. Ein Trauma kann aber auch durch mehrere aufeinanderfolgende Einzelereignisse ausgelöst werden, die erst durch ihre Häufung eine traumatisierende Wirkung entfalten. Masud Khan (1977) hat dafür den Begriff des kumulativen Traumas geprägt. Das Erleben von traumatischen Ereignissen (auch wenn es nicht zu posttraumatischen Belastungsstörungen führt) kann die Vulnerabilität einer Person gegenüber nachfolgenden traumatischen Ereignissen erhöhen (McFarlane und Yehuda 2007, 164). Der Arzt und Psychotherapeut Hans Keilson betonte die Bedeutung der zeitlichen Sequenz kurz nach der direkten Verfolgung und die Reaktion der Mitmenschen, von denen es entscheidend abhängt, „die Kette der Traumatisierung zu brechen und dadurch das Gesamtgeschehen zu mildern“ oder aber „durch das Unvermögen einer Hilfestellung die Gesamttraumatisierung zu verstärken“ (Keilson 1979, 430). Seine Analyse sequentieller Traumatisierung stützt sich auf eine biographisch-qualitative und quantitativ-statistische Langzeitstudie zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen („*hidden children*“) in den Niederlanden.

David Becker (2014) stellt fest, dass das Konzept der sequentiellen Traumatisierung auch auf Kriegs- und andere Flüchtlinge übertragen werden kann. Flüchtlinge sind von einer Gesellschaft umgeben, die sich meist neutral, zurückhaltend oder sogar feindselig verhält: Die erneute Unsicherheit und Nichtanerkennung kann als fortdauernder Prozess von Traumatisierungen erlebt werden. Drei besondere Bedingungelemente seien für Flüchtlinge charakteristisch: „erstens, ihre Bezugskordinaten sind verloren gegangen, zweitens, sie haben in der Regel Schreckliches erlebt, drittens, es wird von ihnen verlangt, dass sie sich besonders vernünftig verhalten, besonders autonom und wenig bedürftig.“ (Becker 2003, 71) Dem essentiellen Bedürfnis traumatisierter Personen nach einem ‚sicheren Ort‘ steht eine Politik entgegen, durch die die existentielle Ungewissheit im oft jahrelangen Warten auf den Asylentscheid fortgesetzt oder mittels kurzfristiger, immer wieder zu erneuernder ‚Duldungen‘ perpetuiert wird. Ohnmacht und Nichtselbstbestimmung, die ein entscheidendes Moment von Traumatisierungsprozessen sind, würden dadurch verstärkt, dass Geflüchtete durch Arbeitsverbote und ähnliche Mechanismen „auf Ohnmacht und Nichtselbstbestimmung getrimmt werden“ (Becker 2003, 72). Bei Traumatisierungen im Zusammenhang mit Flucht oder Migration handelt es sich demzufolge um das, was Becker (2014, 16) als „sozialpolitische Traumatisierungsprozesse“ bezeichnet: Die individuelle Dimension kann nicht losgelöst von der gesellschaftlichen ins Auge genommen werden. Auch wenn das Leid individuell erlebt wird, so wird es doch erst als gesamtgesellschaftlicher Prozess verständlich.

Schließlich können transgenerationale Auswirkungen von Kriegstrauma, Flucht und Migration dann eine wichtige Rolle spielen, wenn die zweite Generation mit den Verletzungen, Ohnmachtserfahrungen oder Ängsten ihrer traumatisierten Eltern heranwächst (Bohleber 2009). Extreme Traumatisierungen können in das Leben von Kindern eindringen, die ihre Eltern als ängstlich, oft auch als beängstigend erleben. Es kann seitens der Eltern zu belastenden Reinszenierungen eines Traumageschehens kommen, so dass Kinder auch dann etwas von dem wissen, was ihren Eltern widerfahren ist, wenn darüber nicht gesprochen wird (Fischer und Riedesser 1998). Insbesondere sind Kinder damit konfrontiert, wenn sie in komplexen Kommunikationssituationen, z. B. mit Behörden oder Gesundheitseinrichtungen, als Laiendolmetscher_innen für ihre Eltern herangezogen werden (Ottomeyer und Renner 2006, Ahamer 2012).

3. Traumatisches Erleben und Spracherleben als Wechselbeziehung

3.1. Zum Konzept Spracherleben

Um die Wechselwirkungen zwischen Traumatisierung und Sprache zu untersuchen, kann das Konzept Spracherleben herangezogen werden, das darauf verweist, dass erinnerte Situationen oder Szenen auch damit verknüpft sind, wie wir uns darin als Sprechende oder Angesprochene erlebt haben. Unter Spracherleben verstehen wir die Art, wie man sich in einer verbalen Interaktion in Relation zum Gegenüber selbst erlebt – im Wesentlichen entlang der drei Achsen Anerkennung/Nichtanerkennung, Zugehörigkeit/Ausschluss, Macht/Ohnmacht (Busch 2015a). In jeder Interaktion bewerten wir die Sprechweise unseres Gegenübers und richten unser Sprechen danach aus, d. h. wir bedienen uns der ‚Sprache‘, des Registers, des Tonfalls, der Mimik usw., die uns situationsadäquat erscheinen. Es handelt sich dabei um wechselseitige Prozesse der Typisierung (oder Stereotypisierung), bei denen das Gegenüber aufgrund seines Sprechens taxiert und bestimmten Kategorien (denen bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden) zugeordnet wird, und um Prozesse der Stilisierung, durch die wir uns als bestimmten Kategorien zugehörig zu erkennen geben wollen (Spitzmüller 2013). Eine zentrale Stellung nehmen dabei Sprachideologien ein, also Diskurse, die Sprachen und Sprechweisen bewerten und mit typisierten Zuschreibungen und Verhaltensweisen verknüpfen. Meist laufen solche metapragmatischen Prozesse von Zuordnung und Abgrenzung unbewusst ab. Ins Bewusstsein rücken sie oft erst dann, wenn wir aus der Reaktion des Gegenübers entnehmen, dass etwas ‚nicht passt‘.

Das Konzept Spracherleben besagt aber auch, dass sich solche mit körperlich-emotionalen Aspekten verbundenen Interaktionserfahrungen – durch häufige Wiederholung oder durch ihren einschneidenden Charakter – ins Körpergedächtnis einschreiben. In Form des individuellen Sprachrepertoires bilden sie eine intersubjektiv angeeignete, sprachlich-kommunikative Disposition, sind also Teil dessen, was Pierre Bourdieu (1990) mit den Begriffen Habitus und Hexis beschreibt. Aus phänomenologischer Warte versteht Maurice Merleau-Ponty Sprache (ebenso wie Emotion) primär als körperliche Geste, durch die wir uns zur Welt öffnen und mit anderen in Bezug setzen. Traumatisches Erleben kann in einer Geste des Rückzugs und Sich-Verschließens zum Ausdruck kommen. „In solchen Fällen“, schreibt Merleau-Ponty (1966, 197) „hat sich die Bewegung auf die Zukunft, die lebendige

Gegenwart oder auf die Vergangenheit hin und das Vermögen zu lernen, zu reifen, mit Anderen in Kommunikation zu treten, gleichsam festgefahren in einem leiblichen Symptom, die Existenz hat sich verknötet, der Leib ist zum ‚Schlupfwinkel des Seins‘ geworden.“

Ein phänomenologisch inspirierter Zugang, der in Erfahrung bringen möchte, wie Menschen sich in verschiedenen Situationen erleben und wie sie über das Erlebte berichten, kann sich auf Biographisches stützen, das erst durch Gespräche, narrative Interviews, Tagebücher, autoethnographische Aufzeichnungen oder autobiographisch geprägte literarische Texte zugänglich wird. Solche Texte, die in einem kontextualisierten, dialogischen Prozess entstehen, der ein gedachtes oder reales Gegenüber einschließt, können auch darüber Auskunft geben, wie traumatisches oder belastendes Erleben mit emotionalem, körperlichem Spracherleben verknüpft wird, welche Rolle dem Sprechen – dem eigenen oder dem anderer – im traumatischen Geschehen selbst, aber auch in der Reaktion auf ein solches Geschehen beigemessen wird. In dem, was man als *man made disaster* bezeichnet – und um solches geht es im Zusammenhang mit Vertreibung, Flucht, Migration – ist Sprache in der einen oder anderen Form immer präsent, und sei es durch ihre Abwesenheit. Wir werden sehen, dass die Verknüpfung von Trauma und Sprache nicht kausal und monodirektional ist, sondern komplex und wechselseitig: Es geht um mit Sprachen und Sprechen verbundene Verletzungen und Erschütterungen ebenso wie um Verletzungen oder Erschütterungen des Sprechens und Versprachlichens. Der folgende Teil gibt einen Einblick in die Wechselbeziehungen zwischen Spracherleben und traumatischem Erleben, der bruchstückhaft und collageartig bleibt, weil eine systematische Aufarbeitung noch geleistet werden muss.

3.2. Sprache und Sprechen als Teil des traumatischen Geschehens

Gewalt durch Sprache

Schon aus der Alltagserfahrung wissen wir, dass Sprache selbst zum Mittel der Gewalt werden kann. Anschreien, Beschimpfungen und Beleidigungen zielen darauf ab, eine Ungleichheit von Sprecher und Angesprochenem herzustellen, das Gegenüber zu verletzen und das Antworten im Medium Sprache zu unterbinden (Krämer 2005). Sprechen beruht im Kern auf gegenseitiger Anerkennung, sie macht uns zum Subjekt und versetzt uns in die soziale Welt. Eine Aberkennung der Subjektqualität durch Anschreien, Beleidigung usw. verstößt uns aus ihr. Beleidigung ist, wie Judith Butler (2006) ausführt,

nicht nur metaphorisch gewaltsam, sondern auch somatisch erfahrbar: Sie entzieht uns den Ort im sozialen Gefüge. Gewaltsame Sprache war in den Konzentrationslagern der Nazis ein bewusst eingesetztes Element, das als Teil der systematischen Entmenschlichung erlebt wurde. Eine besondere Bedeutung wurde, wie aus vielen Zeugnissen hervorgeht, der Aberkennung des Eigennamens, durch den eine Person individuiert wird, und der Zu- und Einschreibung einer anonymisierenden Häftlingsnummer beigemessen. Dieser Akt der Entsubjektivierung war Teil dessen, was der Arzt und KZ-Überlebende Viktor Frankl (1961) als Aufnahmeschock im Moment der Einlieferung ins Konzentrationslager beschrieben hat. Wenn auch in viel weniger extremer Form können Verballhornungen oder verordnete Veränderungen von Eigennamen ebenfalls als tiefer, das Selbstbild bedrohender Einschnitt empfunden werden.

Das gilt auch für herabwürdigende Äußerungen, die ihre Wirkung besonders in der Wiederholung entfalten. Butler (2006) betont, dass die Vulnerabilität durch Sprache sich gewissermaßen als Verletzungspotenzial in den Körper einschreibt, was zur Folge hat, dass mit jeder neuen verletzenden Äußerung auch vorangegangene wieder aufgerufen werden. Nicht nur Ausdrücke aus der Sprache des Hasses können Gewalterfahrungen wieder aufrufen, sondern bestimmte Sprechweisen oder Sprachen können auch per se als bedrohend erlebt werden, weil sie mit vorangegangenen Verletzungen assoziiert werden. In Exilliteraturen kommt dieses Phänomen häufig zur Sprache. Der Schriftsteller und Übersetzer Arthur Goldschmidt, der als Kind von seinen Eltern nach Frankreich geschickt wurde, um der Judenverfolgung zu entgehen, schreibt in seinem Buch „Der Stoff des Schreibens“, dass er Deutsch als Sprache erlebt hat, „welche in einem die der Intimität und die des Entsetzens ist“ (Goldschmidt 2005, 148). Sie verkörpert die intimen Erinnerungen an die Kindheit und das Elternhaus, ebenso die Erinnerung an die Angst des Kindes vor den Nazi-Parolen in der Schule und auf der Straße – und sie bleibt davon gezeichnet:

„Denn die Sprache, das sei noch einmal gesagt, war im Tiefsten auf unauslöschliche Weise gezeichnet durch das, wofür man sie benutzte, und, ob man es will oder nicht, Zeitzeuge dessen gewesen zu sein, zwingt einen dazu, die Wunde mit sich zu tragen: die Stimmlage selbst des sprachlichen Gedächtnisses ist davon geprägt.“ (Goldschmidt 2005, 139)

Was hier angesprochen wird, ist, dass Sprache kein ‚neutrales‘ Medium ist, sondern dass das Erleben von Gewalt durch Sprache eine dauerhafte Verbin-

dung zwischen der Verletzung und der Sprache (ihren Wörtern, ihrem Klang) legen kann, die die Verletzung verursacht oder begleitet hat.

Sprachlose Gewalt

Darauf, dass auch Sprachlosigkeit, also die (erlebte) Abwesenheit von Sprache, ein inhärentes Element traumatischer Erfahrungen bilden kann, hat – im Zusammenhang mit sexueller Gewalt gegen Kinder – schon Sandor Ferenczi (1933) hingewiesen, der als einer der ersten psychoanalytisch orientierten Traumaforscher gilt: Nicht nur macht die überwältigende Kraft und Autorität des Erwachsenen das missbrauchte Kind stumm, sondern das Schweigen, das Nicht-darüber-Reden, begleitet vielfach auch die Handlung des erwachsenen Täters.

Gewalt und Schweigen können auch im Kontext von Krieg und Verfolgung untrennbar miteinander verbunden sein. Darüber erzählt zum Beispiel der israelische Schriftsteller Aharon Appelfeld, der die Shoah in Rumänien und der Ukraine als Kind durch Flucht und Untertauchen überlebte:

„Im Krieg musste ich meine Identität verbergen, und die erste Regel war: Schweigen. Statt des Redens entwickelte ich das Zuhören und Beobachten. Nach dem Krieg, als die Leute feststellten, dass ich keinen Ton herausbrachte, waren sie davon überzeugt, dass ich stumm sei, und tatsächlich war ich auch halb stumm.“ (Appelfeld 2005, 128)

Und an anderer Stelle:

„Wer im Ghetto, im Lager und in den Wäldern war, kennt das Schweigen von seinem Körper. (...) Im Ghetto und im Lager redeten nur die Leute, die verrückt geworden waren. Die erklärten oder versuchten zu überzeugen. Wer bei Verstand war, schwieg.“ (Appelfeld 2005, 108)

Wie das Anschreien und alle Formen von Gewalt durch Sprache so erzeugen auch die stumme Gewalt und das Beschweigen eine Situation der Ohnmacht, in der das Miteinander-Sprechen und sich in der Sprache Zur-Wehr-Setzen nicht mehr möglich ist. In beiden Fällen wird das Gegenüber zum Verstummten gebracht, ein Stummsein, das sich, wie Appelfeld schreibt, in den Körper einschreiben kann.

Shibboleth

Die von Appelfeld angesprochene Sorge, seine Identität nicht durch sein Sprechen zu verraten, verweist auf eine andere Dimension von Sprache, die in vielen Situationen von Verfolgung oder Diskriminierung zum Tragen

kommt, nämlich dass eine Sprache oder eine spezifische Art zu sprechen als Verweis auf Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe gewertet wird. Solche (oft geringfügigen) sprachlichen Differenzen, zum Beispiel in der Aussprache, die meist nicht bedeutungstragend sind, aber von anderen als Emblem für Gruppenzugehörigkeit oder Herkunft gewertet werden, werden mit dem Begriff *Shibboleth* bezeichnet, der auf das alttestamentarische Buch der Richter (12, 5-6) verweist, in dem zu lesen ist, wie das hebräische Wort für Getreideähre als Testwort verwendet wurde, das über Tod und Leben entschied: Wer in der Lage war, das „Sch“ im Wort *Shibboleth* auszusprechen, durfte passieren, wer es als „*Sibboleth*“ aussprach, wurde als flüchtender Ephraimit identifiziert und getötet.

Wie geringfügige sprachliche Differenzen als *Shibboleth* gedient haben, um Personen als ‚ethnisch‘ zugehörig oder nicht zugehörig zu identifizieren, ließ sich Anfang der 1990er Jahre im Zuge des Auseinanderbrechens des ehemaligen Jugoslawien beobachten. In einem ersten Schritt wurden bestimmte Formen des Sprachgebrauchs als typisch für eine bestimmte nationale Zugehörigkeit deklariert, in einem zweiten Schritt wurde die Verwendung solcher emblematischer Ausdrücke als Bekenntnis zur einen oder zur anderen Nationalität gewertet. Ethnische Zuordnungen dieser Art bildeten die Basis für Verfolgung und Vertreibung. In diesem Entweder-Oder, in dem ganz bestimmte sprachliche Merkmale als Gegensatzpaare definiert wurden, konnte man sich dem Zwang zum eindeutigen Bekenntnis nicht entziehen – außer durch den Gang ins Exil. Im Gegenzug hat sich gerade im Exil der Begriff *naš jezik* (unsere Sprache) etabliert, mit dem die Zuordnung zu einer bestimmten Nationalität vermieden und Mehrdeutigkeit zugelassen wird.

Auf dem Prinzip des *Shibboleth* beruhen auch die seit langem in unzähligen Asylverfahren eingesetzten LADO-Gutachten (*Language Analysis for the Determination of Origin*), denen die sprachwissenschaftlich sehr umstrittene Annahme zugrunde liegt, dass die Art, wie jemand eine Sprache spricht, verlässlich darüber Auskunft geben kann, aus welchem Land und welcher Region er oder sie stammt (Ammer et al. 2013a).

Gewalt durch Sprachverbot

Nicht weniger schwerwiegend können Verbote erlebt werden, eine Sprache zu sprechen – jene Sprache, die einem vertraut ist, in der man sich wohlfühlt und sich nuanciert ausdrücken kann. Sprachverbote wurden und werden als Mittel politischer Machtausübung eingesetzt, in kolonialen und postkolonialen Kontexten ebenso wie gegenüber Minderheiten, wobei die verbotenen

Sprachen in der Regel als minderwertig, als keine Sprachen im eigentlichen Sinn abqualifiziert werden. Aus Sicht jener, die eine verbotene oder diskreditierte Sprache sprechen, heißt das, dass die Eigenschaften, die ihrer Sprache zugeschrieben werden, auf sie als Sprecher_innen übertragen und sie damit selbst als deviant und defizitär disqualifiziert werden. Oft erleben sie sich selbst als sprachlos oder sprachlich hilflos, fühlen sich ausgestoßen aus der Gemeinschaft, weil ihnen die Sprachfähigkeit, und damit ein grundlegendes Merkmal des Menschseins, abgesprochen wird. Solche Sprachverbote können als traumatische Erschütterungen erlebt werden, besonders wenn sie mit physischer Gewalt verbunden sind. Auch bei Sprachverboten geht es also um Spracherleben, das mit der Erfahrung von (fremder) Macht, die bis in den privatesten Bereich vordringt, und (eigener) Ohnmacht verbunden ist. Schmerzhaftes Aufgeben oder ritualisiertes Festhalten an der ‚verbotenen‘ Sprache – beides kann als sehr belastend erlebt werden – Phänomene, mit denen sich der Psychoanalytiker Jacques Hassoun (2003) in seinem Buch „Schmuggelpfade der Erinnerung“ auseinandersetzt.

Die bisherigen Beispiele haben ein Licht darauf geworfen, auf welche unterschiedlichen Arten Sprache in Situationen, die als nachhaltige Erschütterungen des Selbst oder Selbstbildes erlebt werden, präsent oder absent sein kann, in jedem Fall aber eine entscheidende Rolle im primären, als traumatisch erlebten Geschehen spielt. Im Folgenden geht es nun darum, welche Bedeutungen der Sprache im (sekundären) Reagieren auf traumatisches Erleben zukommen können.

3.3. Sprache im posttraumatischen Prozess

Wiederaufrufen des Ausgeliefertseins durch sprachliche Hilflosigkeit

Traumatische Erfahrungen sind dadurch gekennzeichnet, dass sich Betroffene im Moment des Geschehens als hilflos und handlungsunfähig einer von außen kommenden Gewalt ausgesetzt erleben und dass es für sie nicht möglich ist, das Erlebte in einen verstehbaren Sinnzusammenhang einzuordnen (siehe Teil 2.2). Ein vorangegangenes traumatisches Geschehen kann im Kontext von Flucht und Migration wiederaufgerufen werden, wenn sich Menschen erneut als hilflos und handlungsunfähig erleben, weil sie die Sprache der ihnen fremden Umgebung nicht verstehen und sie sich nicht verständlich machen können, weil ihnen die Bezugskordinaten fehlen, die es ermöglichen eine Situation adäquat zu interpretieren. Eine solche sprachbedingte Hilflosigkeit wird in Interviews, die wir im Rahmen von Forschungsprojekten mit Asyl-

werber_innen geführt haben, häufig thematisiert, so zum Beispiel von einer aus dem Iran stammenden Asylwerberin¹:

„Und so etwas wie ein Gefühl des Mangels, der Minderwertigkeit entsteht, weil du nicht die Sprache kannst. Du kannst in keiner Gelegenheit deine Absicht verständlich machen. Du musst immer das Stillsein üben, unterdrücken oder du musst schweigen, so ist das. Du musst dich immer an andere anlehnen, damit sie kommen und für dich übersetzen. Und wenn sie übersetzen, ist es das was du willst? Oder ist es mehr oder weniger davon? (...) Ich habe verstanden, dass ich selbst null bin, ich kann nicht selbst sprechen, nicht selbst die Formulare ausfüllen.“

Keine Stimme haben

Für Hannah Arendt (1986, 613) ist die Situation von Flüchtlingen oder Staatenlosen dadurch gekennzeichnet, dass sie den „Standort in der Welt“ verloren haben, durch den sie Rechte beanspruchen können und der die Bedingung dafür bildet, dass ihre Meinungen Gewicht haben und ihre Handlungen von Belang sind. Sie werden gleichermaßen dadurch „mundtot“ (Arendt 1986, 615) gemacht, dass ihnen die Fähigkeit abgesprochen wird, die Angelegenheiten des menschlichen Zusammenlebens durch Sprechen, und nicht durch Gewalt, zu regeln. Dieser Verlust der Stimme als Folge der Verweigerung eines anerkannten, legitimen Standorts in der Gesellschaft ist nicht bloß metaphorisch zu verstehen. Verstummen, Ausfall der Stimme (Dysphonie), Rückzug ins Schweigen sind Bestandteil vieler Erzählungen, die von Flucht und Migration handeln. Aharon Appelfeld (2005, 113) schreibt über seine Ankunft im Jahr 1946 in einem Lager für Kriegswaisen im künftigen Israel:

„In dieser Zeit stotterten die meisten der Kinder um mich herum, sprachen laut oder verschluckten die Wörter. Wenn man keine Sprache hat, offenbart sich der nackte Charakter. Die Vielredner unter uns wurden noch lauter, und die in sich Gekehrten verschluckten ihre Stimme.“

Ein Verstummen kann Verschiedenes beinhalten: Angst, Weigerung, Trotz, Stolz. Julia Kristeva (1990) widmet dem „Schweigen der Polyglotten“ ein

¹ Dieses und weitere im Text verwendete Zitate der Asylwerberin aus dem Iran stammen aus Interviews, die im Rahmen des Projekts „Ich will erzählen“ von der Wiener Einrichtung Peregrina (Bildungs-, Beratungs- und Therapiezentrum für Immigrantinnen) von der Autorin und von Mastura Rashidy zwischen 2007 und 2009 erhoben wurden. Ich danke Frau Rashidy für das Überlassen ihres Interviews.

Kapitel ihres Buches „Fremde sind wir uns selbst“. In jedem Fall ist Schweigen Rückzug oder Abgeschlossen-Sein: „Gefangen in dieser vielförmigen Stummheit, kann der Fremde versuchen, zu agieren statt zu sprechen“ (Kristeva 1990, 25).

Das schwierige Rückgewinnen einer Stimme

Gerade das Gefühl, keine Stimme zu haben, kann sich unter Umständen als starker Antrieb erweisen, die Sprache der neuen Umgebung lernen zu wollen, und zwar so ‚perfekt‘, dass man die verlorene Handlungsmacht wiedererlangt. Dazu noch einmal die aus dem Iran stammende Asylwerberin:

„Zur Zeit, mein ganzer Körper, mein Hirn, meine Seele, das alles hat sich auf Deutsch konzentriert. Weil es ein Ziel ist. Und mein Leben und meine Zukunft hängen von dieser Sprache ab. In dem Moment, wo ich Deutsch kann, gewinne ich mein Selbstvertrauen wieder, ich kann mein Recht einfordern.“

So stark die Motivation oft ist, sich die neue Sprache zu eigen zu machen, so schwierig kann für Menschen, die Schweres durchgemacht haben, das Lernen der Sprache sein. Die fortdauernde Ungewissheit über den Ausgang des Asylverfahrens, das Fehlen eines ‚sicheren Ortes‘ und die Unmöglichkeit, Zukunftsperspektiven zu entwerfen, können dazu beitragen, frühere Traumatisierungen zu reaktualisieren. Eine aus Georgien stammende Frau erinnert sich an das Deutsch-Lernen in der Zeit ihres Asylverfahrens:

„Für diejenigen, die das nicht erlebt haben, ist das kaum nachvollziehbar. Jahre vergingen mit Warten! Man weiß nicht, was am Abend oder am nächsten Morgen mit einem passiert, es hätte sein können, dass man mich eines Tages, mit dem, was ich gerade an habe und ohne sonstiges Hab und Gut, abgeschoben hätte. Weil ich verfahrensbedingt an Stress und psychischen Problemen gelitten habe, war mein Deutscherwerb beeinträchtigt. Ich konnte mir nichts mehr merken.“ (Chapidze-Morgenroth 2014, 294)

Die fortdauernde Ungewissheit hat zur Folge, dass die Motivation von Asylwerber_innen, die mit Engagement begonnen haben, die neue Sprache zu lernen, wie Tea Chapidze-Morgenroth (2014) in ihrer Dissertation belegt, oft nach einiger Zeit merklich oder gänzlich nachlässt. Hinzu kommt, dass die Kluft zwischen dem selbst gestellten Anspruch, die Sprache der neuen Umgebung möglichst ‚fehlerfrei‘ zu sprechen, um endlich als vollwertig wahrgenommen zu werden, und dem immer wieder von anderen vermittelten

Gefühl sprachlicher Unzulänglichkeit oft als unüberbrückbar wahrgenommen wird. Die oben zitierte Frau aus Georgien bringt zum Ausdruck, wie demütigend es für sie war, mit ihrem sprachlichen Repertoire nicht als vollwertig anerkannt zu werden:

„Wenn wir etwas falsch gesagt haben, hat sie [eine Frau, die Unterricht erteilte] darüber gelacht. Ich habe es mir zu Herzen genommen, es hat mich verletzt, es war mir peinlich. (...) Wenn man negative Einstellung spürt und das Auslachen erlebt, dann möchte man die Sprache nicht mehr erlernen.“ (Chapidze-Morgenroth 2014, 294)

Es geht hier um ein Spracherleben, in dem sich eine Diskrepanz zwischen Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung schmerzlich bemerkbar macht: Man nimmt sich – durch die Augen der anderen – als unbeholfen und beschränkt wahr. Der Psychoanalytiker Ilany Kogan (2005, 293) betont, dass das Lernen der neuen Sprache für viele seiner Patient_innen mit Migrationshintergrund ein traumatischer Lebensabschnitt war, den sie als regressive Situation und „demütigende Art der Infantilisierung“ durchgestanden haben.

Wie wichtig es für das Sprachenlernen ist, wieder Boden unter den Füßen zu haben, also einen rechtlichen Status und anerkannten Standort, zeigt die folgende Aussage der Frau aus Georgien, die im krassen Gegensatz zur oben zitierten Stelle steht:

„Und als ich einen Status erhalten habe, war ich wie neugeboren, ich habe mein zweites Leben angefangen. Ich fühlte mich anders, ich hatte mehr Interesse daran, Deutsch zu erlernen, weil ich wusste, dass mir nichts mehr droht und dass ich mich jetzt selbst vertreten kann. Dann fühlte ich mich so, dass ich irgendjemand in diesem Land war.“ (Chapidze-Morgenroth 2014, 294)

Was sich (nicht) erzählen lässt

Ein weiterer Komplex von Fragen, wenn es um Sprache und Trauma im Migrationskontext geht, hängt mit der Versprachlichung traumatischer Erfahrungen zusammen. Dass diese dem bewussten Erinnern – und damit auch der Sprache – oft nicht zugänglich sind, wurde bereits in Teil 2.2 angesprochen. Über traumatische Erlebnisse zu sprechen kann eine Überwältigung durch Gefühle, Panikattacken oder sogar dissoziative Zustände hervorrufen. Selbst im geschützten Raum der Traumatherapie erfolgt eine Konfrontation mit dem traumatischen Geschehen daher oft mit Hilfe besonderer Techniken, erst nach einer längeren Phase der Stabilisierung, in der ein ‚sicherer Ort‘ und

imaginative Helferfiguren geschaffen wurden, und nur, wenn die Klient_innen das von sich aus wollen (Reddemann 2011). Auf der anderen Seite werden Flüchtlinge immer wieder genötigt, ihre Fluchtgründe und Fluchtgeschichten (möglichst detailliert) darzulegen – nicht nur in verschiedenen Phasen des Asylverfahrens selbst, sondern auch im Kontakt mit Gutachter_innen, sozialen Dienststellen, Helfer_innen oder anderen Flüchtlingen. Thielen (2009, 7) spricht in diesem Zusammenhang von einer Form „erzwungener Enthüllung“, die dann besonders schmerzhaft sein könne, wenn ihr kein Glauben geschenkt wird. Erzählungen traumatisierter Menschen erscheinen Außenstehenden oft als fragmentarisch, wenig strukturiert und scheinbar emotionsarm (Deppermann und Lucius-Hoehne 2005) und entsprechen so in der Regel gerade nicht den Erzählerwartungen oder -kriterien (zeitlich-räumliche Kohärenz, Detailreichtum, emotionale Involviertheit usw.), die seitens der Behörden oder Gerichte an eine sogenannte glaubhafte Erzählung angelegt werden (vgl. Ottomeyer 2009, Quindeau 2012, Busch 2015b).

In einer umfangreichen Studie zum Umgang mit Krieg und Folter in österreichischen Asylverfahren, die psychotherapeutische und juristische Perspektiven verknüpft, weisen Ammer et al. (2013b) darauf hin, dass Überlebende einerseits in Einvernahmen immer wieder gedrängt wurden, Details der Umstände der Folter oder anderer traumatisierender Ereignisse zu erzählen, auch wenn sie klar gemacht hatten, dass sie dies in dem Moment nicht wollten oder konnten, und sogar dann, wenn bereits körperliche und psychische Symptome einer Intrusion auftraten. Andererseits wechselten Einvernehmende, um sich selbst vor dem Ergriffen-Werden zu schützen, manchmal gerade dann das Thema, wenn die Betroffenen davon erzählen wollten. Sich anderen gegenüber nicht oder nicht adäquat mitteilen, also das Erlebte mit anderen teilen zu können, weil ein gemeinsamer Erfahrungshintergrund und eine ‚gemeinsame Sprache‘ fehlen, weil das Erlebte mit gesellschaftlichen Tabus oder Scham belegt ist oder aus politischen Gründen kein Ohr findet, kann selbst wieder als Belastung erlebt werden. Kein Ohr zu finden ist eine Erfahrung, von der nicht wenige Überlebende der Konzentrationslager berichtet haben und die Arendt (1986) zufolge sogar bis zu Zweifeln an der eigenen Wahrhaftigkeit führen kann. Das zeigt erneut, wie wichtig die gesellschaftliche Anerkennung von zugefügtem Leid ist. Eine Voraussetzung dafür ist, dass (geschützte) Räume geschaffen werden, in denen erzählt werden kann, aber nicht muss – in dem Moment und in dem Ausmaß, in dem es für die Betroffenen richtig ist.

Sprachen meiden und aufgeben

Sogenannte Flash-backs traumatischer Erinnerungen können auch durch bestimmte Sprachen, Dialekte, Akzente, Stimmlagen oder Besonderheiten der Aussprache getriggert werden (ebenso wie beispielsweise durch Gerüche, Geräusche oder Bilder). Das kann zur Folge haben, dass Menschen Sprachen meiden, die ihnen früher selbstverständlich zur Verfügung standen, die aber durch traumatische Geschehnisse belastet und ihnen entfremdet wurden. Die weiter oben bereits zitierte Asylwerberin aus dem Iran, die einer dortigen Sprachminderheit angehört, sagt von sich, sie habe „eine Allergie und eine sehr schlimme Allergie“ gegenüber Farsisprachigen. Farsi sei für sie „der Geruch von rot, Farbe, Blut, Mord, Terror, Armut, Intrigen, und all das verbinde ich mit der Farbe des Blutes.“ Dabei spaltet sie „Farsi“ begrifflich von „Persisch“ ab, das für sie die Sprache ihrer Bildung, ihres Allgemeinwissens und der „hochpersischen“ Literatur und Dichtung ist.

Eine einmal erfolgte Verknüpfung bestimmter Sprachen oder Sprechweisen mit traumatischem Erleben lässt sich nicht so leicht lösen. Das hat zur Folge, dass solche Sprachen oft gemieden und in der Folge aufgegeben werden. Das ist aber nicht immer der Fall. Untersuchungen von Monika Schmid (2002) in den USA und Anne Betten (2010) in Israel legen nahe, dass der Grad der unmittelbaren Verfolgung und Lebensbedrohung seitens des NS-Regimes, dem die einzelnen Personen ausgesetzt waren, starken Einfluss darauf ausübte, ob sie später eine Sprache aufgaben oder erhielten und gegebenenfalls an die nächste Generation weitergaben.

Über belastende Dinge, die in der Erinnerung mit einer bestimmten Sprache verbunden sind, lässt sich manchmal leichter über den Umweg einer anderen Sprache sprechen. Davon berichten Therapeut_innen, die mit Traumatisierten arbeiten (Amati Mehler et al. 2010). Aus der Erlebensperspektive schreibt Arthur Goldschmidt (2005, 148 f.), der als dem Gesetz nach jüdisches Kind nach Frankreich geschickt wurde, darüber, wie er später über das Französische zum Deutschen zurückfand:

„Es war nötig, durch das Französische hindurchzugehen, um dem Deutschen seine Unschuld zurückzuerstatten, wenigstens die Möglichkeit, über das Schreiben Zugang zu ihm zu finden: das Französische ist, im gegenwärtigen Fall, einzig dazu befähigt, eine deutsche Kindheit zu beschreiben, es ist einzig dazu befähigt, über den Abgrund zu springen, den die Geschichte mitten in die deutsche Sprache hineingegraben hat: jedenfalls setzt man sich dabei nicht der Gefahr restloser Schamlosigkeit aus; das, was man erzählt, wird durch die Sprache gesiebt, in der

es nicht erlebt worden ist. (...) Ohne das Französische hätte es keine mögliche Auseinandersetzung mit den deutschen Sachen gegeben.“

Das Meiden einer Sprache gehört im Grunde schon zu dem, was manchmal als Coping-Strategie bezeichnet wird, also um Verhaltensweisen, die Menschen entwickeln, um sich vor Intrusionen zu schützen und auf Ressourcen zurückzugreifen, die ihnen helfen, mit dem Alltag zurechtzukommen, Handlungsmacht (*agency*) zurückzugewinnen und neue Perspektiven zu entwickeln.

4. Ausblick: Das sprachliche Repertoire als Resilienzpotenzial

Traumatisches Erleben und Spracherleben sind, wie in Teil 3.2 gezeigt, auf vielfältige Weise miteinander verbunden. Es geht um emotional stark besetzte Interaktionssituationen, die sich auch körperlich als Verknotungen ins sprachliche Repertoire einschreiben (Teil 3.3). Sie haben Einfluss darauf, welche sprachlichen Mittel in einer gegebenen Situation zur Verfügung oder nicht (mehr) zur Verfügung stehen. Hinzu kommt bei Flüchtlingen eine mit jedem Wechsel der sprachlichen Umgebung verbundene Erfahrung der Fremdheit und des Verlusts vertrauter Bezugskordinaten. Beides kann darin resultieren, dass das eigene kommunikative Repertoire als nicht passend und beschränkt erlebt wird und dass anstelle einer sprachlich-kommunikativen Geste der Öffnung hin zum anderen und zur Welt eine der Schließung tritt. (Sprachen-)Lernen setzt aber, wie Merleau-Ponty (1966, 197) aus phänomenologischer Sicht formuliert, gerade eine Öffnung voraus: „Die Erinnerung oder die Stimme finden sich wieder, wenn der Leib sich von neuem dem Anderen oder der Vergangenheit öffnet, sich von der Koexistenz durchströmen lässt und neuerlich über sich selbst hinaus (im aktiven Sinne:) bedeutend wird.“ Spracharbeit zielt gerade darauf, dass die Lernenden ihre Ressourcen wahrnehmen und entwickeln, also darauf, dass das, was in der Traumatherapie unter Resilienz verstanden wird, gestärkt wird. Wenn man das gesamte sprachlich-kommunikative Repertoire in den Blick nimmt, also auch randständige oder unerwartete Ressourcen, dann eröffnen sich eher Möglichkeiten, der einengenden Dichotomie Herkunftssprache vs. Zielsprache zu entkommen.

Mit der Fragestellung, in wie weit betroffene Personen auf sprachliche Ressourcen zurückgreifen können, um Resilienzpotenziale zu entwickeln (Busch und Reddemann 2013), haben wir uns aus psychiatrischer, traumatherapeutischer und sprachwissenschaftlicher Warte in einer transdisziplinären,

qualitativen Pilotstudie² beschäftigt, an der Patient_innen einer psychiatrischen Klinik teilnahmen. Es sollen hier nur einige der mit Sprache verbundenen Resilienzpotenziale angeführt werden, die in den Gesprächen mit den Studienteilnehmer_innen zu Tage gefördert wurden und die als Anregungen in der Spracharbeit mit Flüchtlingen genutzt werden können.

In der wissenschaftlichen Literatur am ehesten diskutiert ist das Meiden einer belasteten und belastenden Sprache gepaart mit dem Verlangen, sich in einer anderen Sprache neu zu entwerfen (z. B. Kramsch 2009). Demgegenüber kann auch ein ausgeprägtes Begehren danach bestehen, eine als Ressource erlebte oder imaginierte Sprache der Kindheit, der Eltern- oder Großelterngeneration zu bewahren oder wieder ‚zurückzuholen‘ (Winter-Heider 2009, Busch 2010). Immer wieder zu beobachten ist die Bedeutung, die ‚dritte Sprachen‘ erlangen können, wenn der gesellschaftliche oder familiäre Druck, sich für die eine Sprache und gegen die andere zu entscheiden, als Loyalitätskonflikt erlebt wird (Busch 2012, Busch und Busch 2013). Fast alle Teilnehmer_innen an unserer Studie führten auch einen für sie wichtigen Modus von Sprache an, den man in Anlehnung an Kristeva (2002) als semiotisch bezeichnen kann, da dabei nicht die symbolische, referentielle Funktion und die Normativität von Sprache im Vordergrund stehen, sondern prosodische, rhythmische, klangliche Elemente, die auf frühkindliche Interaktionen und vorsprachliches Brabbeln zurückgeführt werden können und die beispielsweise in Form von Musik, Poesie, Sprachspielen oder liturgischen Sprechgesängen reaktiviert werden. Gerade im Kontext von Flucht und Migration gewinnen zudem Formen der Kommunikation Bedeutung, in denen alle Beteiligten auf unterschiedliche, manchmal ‚nebenher‘ angeeignete sprachliche Ressourcen zurückgreifen müssen, um eine gemeinsame Sprache zu schaffen und eine Verständigung zustande zu bringen. Eine solche „Heteroglossie des Überlebens“ kann, wie andernorts in einer Fallstudie aus dem Pilotprojekt dargelegt (Busch 2016), ein erster Schritt sein, die erzwungene soziale Isolation zu durchbrechen und eine Stimme – auch eine des Widerspruchs, des Einforderns von Rechten – zurückzugewinnen, mit der man sich Gehör verschaffen kann.

² „Mehrsprachigkeit und Resilienz – eine transdisziplinäre explorative Pilotstudie“ (2012–2014) unter Leitung von Martin Aigner (Psychiatrie und psychotherapeutische Medizin, Medizinische Universität Wien), Brigitta Busch (Institut für Sprachwissenschaft, Universität Wien) und Luise Reddemann (Psychotraumatologie und psychologische Medizin, Universität Klagenfurt) – <http://heteroglossia.net/Resilienz-und-Mehrsprachigkeit.121.0.html>

Literaturverzeichnis

- Ahamer, Vera (2012): Unsichtbare Spracharbeit. Jugendliche Migranten als Laiendolmetscher. Integration durch »Community Interpreting«. Bielefeld: Transcript.
- Amati Mehler, Jacqueline / Argentieri, Simona / Canestri, Jorge (2010): Das Babel des Unbewussten. Muttersprache und Fremdsprachen in der Psychoanalyse. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Ammer, Margit / Busch, Brigitta / Dorn, Nora / Rienzner, Martina / Santner-Wolfartsberger, Anita / Schicho, Walter / Seidlhofer, Barbara (2013): Ein umstrittenes Beweismittel. Sprachanalyse als Instrument der Herkunftsbestimmung in Asylverfahren. *Juridikum* 3, S. 281-297.
- Ammer, Margit / Kronsteiner, Ruth / Schaffler, Yvonne / Kurz, Barbara / Kremla, Marion (2013): Krieg und Folter im Asylverfahren. Wien, Graz: Neuer wissenschaftlicher Verlag.
- Appelfeld, Aharon (2005): *Geschichte eines Lebens*. Berlin: Rowohlt.
- Arendt, Hannah (1986): *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft* (1955). München: Piper.
- Becker, David (2003): Flüchtlinge und Trauma. In: *Verwaltet, entrechtet, abgestempelt – wo bleiben die Menschen? Einblicke in das Leben von Flüchtlingen in Berlin*. (S. 67-73). Berlin: „Lebenswirklichkeiten von Flüchtlingen in Berlin“ / „Behörden und Migration“.
- Becker, David (2014): *Die Erfindung des Traumas. Verflochtene Geschichten*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Betten, Anne (2010): Sprachbiographien der 2. Generation deutschsprachiger Emigranten in Israel. Zur Auswirkung individueller Erfahrungen und Emotionen auf die Sprachkompetenz. *Zeitschrift für Literatur und Linguistik* 40(160), S. 29-57.
- Bohleber, Werner (2009): Wege und Inhalte transgenerationaler Weitergabe. Psychoanalytische Perspektiven. In: H. Radebold / Bohleber, W. / Zinnecker, J. (Hg.): *Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen* (S. 107-118). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Bourdieu, Pierre (1990): *Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches*. Wien: Braumüller.
- Busch, Brigitta (2012): *The Linguistic Repertoire Revisited*. *Applied Linguistics* 33(5), S. 503-523.
- Busch, Brigitta (2013): *Mehrsprachigkeit* Wien: UTB / Facultas.
- Busch, Brigitta (2015): „... auf Basis welcher Ungereimtheiten und Widersprüche dem Vorbringen [...] die Glaubwürdigkeit zu versagen war“. *Erzählen und Wieder-*

- erzählen im Asylverfahren. In: Gülich Elisabeth / Lucius-Hoene, Gabriele / Pfänder, Stefan / Schumann, Elke (Hg.): *Wiedererzählen. Formen und Funktionen einer kulturellen Praxis* (S. 317-340). Bielefeld: Transcript.
- Busch, Brigitta (2015): *Zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung: Zum Konzept des Spracherlebens*. In: Schnitzer, Anna / Mörgen, Rebecca (Hg.): *Mehrsprachigkeit und (Un)gesagtes: Sprache als soziale Praxis im Kontext von Heterogenität, Differenz und Ungleichheit* (S. 49-66). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Busch, Brigitta (2016): *Heteroglossia of survival: To have one's voice heard, to develop a voice worth hearing*. *Working Papers in Urban Language & Literacies* 188, S. 2-12.
- Busch, Brigitta / Busch, Thomas (Hg. 2008). *Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoğlu*. Klagenfurt/Celovec: Drava.
- Busch, Brigitta / Busch, Thomas (2013): *Sprachen der Verletzung, Sprachen als Ressource. Mehrsprachigkeit und traumatisches Erleben*. In: Lampe, Astrid / Abilgaard, Peer / Ottomeyer, Klaus (Hg.): *Mit beiden Augen sehen: Leid und Ressourcen in der Psychotherapie*. Luise Reddemann zum 70. Geburtstag (S. 95-117). Stuttgart: Klett Cotta.
- Busch, Brigitta / Reddemann, Luise (2013): *Mehrsprachigkeit, Trauma und Resilienz*. *Zeitschrift für Psychotraumatologie* 11(3), S. 23-33.
- Butler, Judith (2006): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Chapidze-Morgenroth, Tea (2014): *Motive der Deutschaneignung von georgischen Flüchtlingen in Österreich*. Dissertation. Universität Wien.
- Deppermann, Arnulf / Lucius-Hoene, Gabriele (2005): *Trauma erzählen – kommunikative, sprachliche und stimmliche Verfahren der Darstellung traumatischer Erlebnisse*. *Psychotherapie & Sozialwissenschaft*(1/2005), S. 35-73.
- Ferenczi, Sandor (1933): *Sprachverwirrung zwischen dem Erwachsenen und dem Kind (Die Sprache der Zärtlichkeit und der Leidenschaft)*. *Psyche* 21/1967(4), S. 256-265.
- Fischer, Gottfried / Riedesser, Peter (1998): *Lehrbuch der Psychotraumatologie*. Berlin: Springer.
- Fischer, Miriam (2012): *„Die Welt ist fort, ich muss dich tragen“ (Celan) – Zum sprachlichen Umgang mit Grenz-(Nicht-)Erfahrung*. In: Angehrn, Emil / Küchenhoff, Joachim (Hg.): *Macht und Ohnmacht der Sprache. Philosophische und psychoanalytische Perspektiven* (S. 137-160). Weilerswist: Velbrück.
- Frankl, Viktor E. (1961): *Psychologie und Psychiatrie des Konzentrationslagers*. Berlin, Heidelberg: Springer.

- Goldschmidt, Georges-Arthur (2005): *Der Stoff des Schreibens (Klaus unter Mitwirkung des Autors Bonn, Trans.)*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Hassoun, Jacques (2003): *Schmuggelpfade der Erinnerung*. Frankfurt/Main: Stroemfeld Verlag.
- Husserl, Edmund (1985): *Erfahrung und Urteil. Untersuchungen zur Genealogie der Logik* (1939). 6. Aufl. Hamburg: Meiner.
- Janet, Pierre (1904): *L'amnésie et la dissociation des souvenirs par l'émotion*. *Journal de psychologie normale et pathologique* 5, S. 417-453.
- Keilson, Hans (1979): *Sequentielle Traumatisierung bei Kindern*. Stuttgart: Forum der Psychiatrie/Enke.
- Khan, Masud (1977): *Selbsterfahrung in der Therapie. Theorie und Praxis*. München: Kindler.
- Kogan, Ilany (2005): *Nachwort*. In: Bründl, Peter / Kogan, Ilany (Hg.): *Kindheit jenseits von Trauma und Fremdheit* (S. 288-300). Frankfurt/Main: Brandes & Apsel.
- Krämer, Sybille (2005): *Gewalt der Sprache – Sprache der Gewalt*. Berlin: Landeskommision Berlin gegen Gewalt.
- Kramsch, Claire (2009): *The multilingual subject*. Oxford: Oxford University Press.
- Kristeva, Julia (1990): *Fremde sind wir uns selbst (Étrangers à nous-mêmes, 1988)*. Frankfurt am Main: Edition Suhrkamp.
- Kristeva, Julia (2002): *From One Identity to an Other (1975)*. In: *The Portable Kristeva*. Updated Edition. Ed. by Kelly Oliver (S. 93-115). New York: Columbia University Press.
- Krueger, Antje (2013): *Flucht-Räume. Neue Ansätze in der Betreuung von psychisch belasteten Asylsuchenden*. Frankfurt, New York: Campus.
- McFarlane, Alexander C. / Yehuda, Rachel (2007): *Resilience, Vulnerability, and the Course of Posttraumatic Reactions*. In: van der Kolk, Bessel / C. McFarlane, Alexander / Weisaeth, Lars (Hg.): *Traumatic Stress. The Effects of Overwhelming Experience on Mind, Body and Society* (S. 155-182). New York, London: The Guilford Press.
- Merleau-Ponty, Maurice (1966): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin: Walter de Gruyter.
- Ottomeyer, Klaus (2009): *Trauma – Gedächtnis – Abwehr*. In: Antonitsch, Peter / Scherbatin, Annette / Theuermann, Anneliese / Wakounig, Vladimir (Hg.): *Zeit erinnern. Zum interdisziplinären und pädagogischen Umgang mit Zeit und Erinnerung* (S. 130-140). Klagenfurt: Drava.
- Ottomeyer, Klaus / Renner, Walter (2006): *Einleitung*. In: Ottomeyer, Klaus / Renner, Walter (Hg.): *Interkulturelle Traumadiagnostik. Probleme, Befunde und*

- Richtlinien für die Begutachtung von Asylwerbenden (S. 7-11). Klagenfurt/Celovec: Drava.
- Quindeau, Ilka (2012): An den Grenzen des Sagbaren. Zur sprachlichen Repräsentation traumatischer Erfahrungen. In: Angehrn, Emil/Küchenhoff, Joachim (Hg.): Macht und Ohnmacht der Sprache (S. 214-231). Weileswist: Velbrück.
- Reddemann, Luise (2011): Psychodynamisch Imaginative Traumatherapie PITT – Das Manual. Stuttgart: Klett Cotta.
- Renner, Walter/Peltzer, Karl/Salem, Ingrid/Ottomeyer, Klaus (2006): Dimensions of Distress in West African Asylum Seekers: Body Sensations, Somatic Complaints, and Other Culturally Specific Symptoms. In: Ottomeyer, Klaus/Renner, Walter (Hg.): Interkulturelle Traumadiagnostik (S. 127-163).
- Saß, Henning, Wittchen, Hans U./Zaudig, Michael (1996): Diagnostisches und Statistisches Manual Psychischer Störungen DSM-IV. Deutsche Bearbeitung. Göttingen: Hogrefe.
- Schmid, Monika (2002): First Language Attrition, Use and Maintenance: The Case of German Jews in Anglophone Countries. Amsterdam: John Benjamins.
- Spitzmüller, Jürgen (2013): Metapragmatik, Indexikalität, soziale Registrierung. Zur diskursiven Konstruktion sprachideologischer Positionen. Zeitschrift für Diskursforschung 3, S. 263-287.
- Thielen, Marc (2009): Freies Erzählen im totalen Raum? – Machtprozeduren des Asylverfahrens in ihrer Bedeutung für biografische Interviews mit Flüchtlingen. FQS 10 (Art. 39).
- van der Kolk, Bessel, McFarlane, Alexander C./Weisaeth, Lars (Hg.). (2007): Traumatic Stress. The Effects of Overwhelming Experience on Mind, Body and Society. New York, London: The Guilford Press.
- van der Kolk, Bessel, Weisaeth, Lars / van der Hart, Onno (2007): History of Trauma in Psychiatry. In: van der Kolk, Bessel/McFarlane, Alexander C./Weisaeth, Lars (Hg.): Traumatic Stress. The Effects of Overwhelming Experience on Mind, Body and Society (S. 47-74). New York, London: The Guilford Press.
- Vygotskij, Lev S. (1994): §14. The problem of the environment (1934). In: Van der Veer, René/Valsiner, Jaan (Hg.): The Vygotsky Reader (S. 338-354): Wiley-Blackwell.
- Zepf, Siegfried (2001): Trauma, Reizschutz und traumatische Neurose. Versuch einer Klärung der Konzepte Freuds. Forum der Psychoanalyse 17(1), S. 332-349.

Verena Plutzar

Sprachenlernen nach der Flucht

Überlegungen zu Implikationen der Folgen von Flucht und Trauma für den Deutschunterricht Erwachsener¹

Abstract

Der vorliegende Text skizziert auf der Grundlage einer Zusammenschau von eigener Praxis und Forschung sowie von Zugängen aus der psychoanalytischen Theorie erste Überlegungen zu Trauma und Deutschunterricht. Entlang dreier grundlegenden Erfahrungen von Flüchtlingen – das Leben auf beengtem Raum, das Warten und die Sprachlosigkeit – wird aufgezeigt, wie das Erlernen der neuen Sprache durch die Erfahrung der Flucht beeinflusst wird und wie Deutschunterricht darauf reagieren kann. Aktuelle Konzepte und Organisationsformen von Deutschunterricht werden durch diese Überlegungen herausgefordert.

Den Zugang finden

Die Grundannahme des folgenden Textes ist, dass die Lebenssituation eines Menschen wesentlich seinen Zugang zum Sprachenlernen und die Möglichkeit seiner Entwicklung beeinflusst, und zwar in einem Maße, dass sie Berücksichtigung in der Gestaltung des Unterrichts finden *muß*. Sie fußt vor allem auf meiner 16 Jahre dauernden Unterrichtstätigkeit als Deutschkursleiterin, die ich neun Jahre lang nicht an einer Erwachsenenbildungseinrichtung ausübte, sondern in einem damals noch kleinen, aber ambitionierten unabhängigen Übergangswohnheim für Flüchtlinge. Inzwischen ist Flucht zu einem Thema geworden, das, wie es heißt, „in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist“. Die mich seit meiner Anfangszeit als Kursleiterin und Sprachberaterin für Flüchtlinge bewegenden Fragen haben sich mit den Jahren zu jener Grundannahme gefestigt, die auch diesem Text zugrunde liegt.²

1 Zu Trauma und Unterricht an Schulen erscheint gerade ein umfangreiches Handbuch, das vom UNHCR herausgegeben wird (UNHCR 2016).

2 Ich suchte damals in der mir durch das Studium zugänglich gemachten Fachliteratur vergeblich nach Anhaltspunkten für die Arbeit mit der Zielgruppe mit Flüchtlingen. Schließlich verfasste ich selbst einen kleinen Text, der bis heute noch Aktualität hat (Plutzar 2001), aber durch diesen Beitrag deutlich erweitert und differenziert wird.

